



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Niese, Charlotte: Die Hexe von Mayen : Roman : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Here von Mayen

Roman

Von Charlotte Niese

(Schluß)

Herzog Hans Adolf sagte nicht viel, als er den Jammer sah, und auch Jostas konnte nur den Kopf schütteln und ein übers andere Mal seine verbsten Flüche ausstoßen. Aber dann gingen die Herren zu den Flüchtigen, suchten sie zu beruhigen und sie zu bewegen, ihre Heimat wieder zu suchen. Bonn war schon im Herbst von den Brandenburgern erobert und die Franzosen zogen sich aus der Gegend fort, um an die holländische Grenze zu gehen.

Marschall Luxemburg, der dort den Befehl hatte, sollte geäußert haben, er wäre kriegsmüde, wie die anderen.

Ihm, seinem alten Gegner, hoffte Hans Adolf noch auf flandrischem Gebiet zu begegnen und ein Wörtlein mit ihm zu reden. Jetzt aber war es für die Rheinischen an der Zeit, zum Frühjahr das eigene Land zu bestellen, und zu versuchen, Früchte davon zu ernten.

In Andernach trafen die Herren mit kurtrierschen Beamten zusammen, die auch versuchten, die jammernde Bevölkerung zu ermutigen und ihnen Hilfe zu schaffen. Das war schwer genug, aber einige Männer hörten doch auf Zuspruch und Ratschläge, und wie sie merkten, daß man Teilnahme für sie empfand, kam über einige neuer Mut.

Dazu trugen die vornehmen Frauen bei, die das Elend zu lindern suchten, wo sie es nur fanden. In der Herberge zu Andernach waren die fürstlichen Wagen untergestellt, und sowohl die Herzogin wie Heilwig gingen jeden Morgen aus, um Hilfslose zu pflegen und zu versuchen, ihnen Unterkommen zu verschaffen.

Manches Kind ward in diesem Elend geboren, mancher müde Wanderer schloß seine Augen zur ewigen Ruhe, die vielleicht für ihn die erste war, die milde Herzogin gab Ratschläge, wo sie nur konnte, und legte Hand an, wo es nötig tat. Und Frau Heilwig wanderte auf ihren Spuren. Weshalb war sie traurig gewesen, mißmutig und müde? Durfte sie klagen, wenn sie sah, daß sie nur zu danken hatte, für unverdiente Gnade?

Eine ganze Woche waren die Reisenden in Andernach, dann kam eine Botschaft von den Generalstaaten, daß man auf den Herzog warte. Es sollte eine Schlacht gegen die Franzosen geschlagen werden, und der Herzog durfte nicht fehlen.

Also rüstete er sich zur Weiterfahrt, nachdem er noch eine ernste Konferenz mit dem kurfürstlichen Rat gehabt hatte, der immer von neuem gelobte, den Armen zu helfen, wie es nur in seiner Macht stände.

Als Jostias mit der Nachricht zu Heilwig kam, daß es am morgenden Tage weiterginge, fragte sie ihn, ob er denn so notwendig in den Generalstaaten zu tun habe? Er war überrascht.

„Es ist doch abgemacht, daß wir mit seiner Gnaden reisen,“ entgegnete er. „Zudem ist das Land noch sehr unsicher und es ist geraten, daß wir über Bonn nach Köln fahren und von dort über die Grenze, wo keine Franzosen zu finden sind.“

„Ich aber möchte einmal nach Mayen fahren!“ sagte Frau Heilwig. „Dorthin, wo sie mich einst als Hege oder Reherin einsteckten. Auch das Kloster Laach sähe ich gern wieder, wo der Abt so gütig war, und dann das kleine Dorf, wo die edle Frau Bremer wohnte, die mir damals viele Gütigkeit erwies. Können wir nicht ein wenig hinter den fürstlichen Herrschaften herfahren, daß mir mein Wunsch gewährt wird? So nahe bin ich denen, die mir einst Freundlichkeit erwiesen, und Ihr habt noch manchen Gulden in der Tasche. Soll ich an denen, die vielleicht im Elend sitzen, vorübergehen, wie Priester und Levit im Gleichnis vom Samariter?“

Sie sprach lebhaft, wie lange nicht, und ihre Augen waren blau geworden wie in jungen Tagen. Herr Jostias war überrascht. Im Grunde war er nicht gewohnt, daß seine Frau anders wollte als er. Dann aber gefiel es ihm, daß Heilwig mit ihm einen längeren Satz gesprochen hatte, wie seit Monden nicht, und daß ihre Augen so blau waren.

Aber er gab nur eine ausweichende Antwort und ging alsbald zum Herzog, um ihm dies sonderbare Gelüste seiner Geliebten zu melden.

Der aber war sehr zufrieden.

„Laßt sie gewähren, lieber Herr! Warum soll ein Weib nicht auch einmal ihren Willen durchsetzen? Hätte ich Zeit, würde ich gleichfalls zum Abt nach Laach gehen, wo es, wie ich höre, übel aussehen soll, und das Städtlein mit dem schiefen Turm, das Ihr so wacker einnehmen halfet, solltet Ihr Euch doch ansehen. Meiner Treu!“ er wurde lebhaft. „Mich deucht, ein paar Tage könnten die Generalstaaten mit ihrer Schlacht noch verziehen, glaube auch gar nicht, daß sie schon fertig sind. Ich reite mit Euch, denn zum Fahren gibt es nichts auf diesen Wegen!“

Am nächsten Morgen schon ritten der Herzog, Jostias und Frau Heilwig nach Laach hinauf. Es war März geworden. Die Sonne lag auf den verödeten Feldern, und die Bäume, die nicht abgeschlagen oder verbrannt waren, begannen zu knospen. Dazu wehte ein scharfer Wind von Osten her und weiße Wolken eilten über den klaren Himmel dahin.

Gerade, als die Reiter auf den steinigen Weg in die Berge gelangten, begannen in Andernach die Glocken zu läuten. Der Herzog sah sich um.

„Die heilige Genoveva sendet uns einen Gruß!“ sagte er lächelnd.

„Die heilige Genoveva?“ Heilwig hielt ihr Pferd an. „Ist das die Genoveva von Mayen?“

„Es ist die heilige Genoveva von Paris!“ erklärte der Fürst. „Sie ist schon seit vielen Jahrhunderten eine Heilige gewesen, und diese Kirche ist ihr geweiht. Zwar soll es hier in der Nähe noch eine geben, von ihr habe ich gehört, und ich meine auch, daß in Laach eine Geschichte von ihr in der Klosterbibliothek zu finden ist. Aber die Rechte ist sie denn doch wohl nicht gewesen!“

Er begann, nach seiner lebhaften und belebten Art, von den Heiligen der römischen Kirche zu berichten, und Jostas, der vorritt, gähnte einige Male verstoßen. Denn zu den Heiligen rechnete er nur die Apostel, und auch von ihnen war seine Kenntnis nicht groß. Heilwig aber hörte dem Herrn aufmerksam zu und fragte manches. Wie sie nun durch den spritzenden Wald ritt, die reine Luft einatmete und die ziehenden Wolken sah, da war es ihr, als würde sie wieder jung, und Gedanken, die lange in ihr geschlummert hatten, wurden wach und bewegten ihr Herz. Dann hielt die kleine Schar auf der Höhe und sah hinab auf den See, auf das Kloster. Der See war da, ihm hatte der Feind nichts anhaben können, aber das Kloster lag zum Teil noch in Trümmern. Viele fleißige Gestalten, in der Kutte und ohne sie, schafften emsig, aber jeder konnte sehen, daß hier Schätze zerstört waren, die niemals wiederkehrten.

Ein Mönch kam den Reitern entgegen, begrüßte sie, sobald er merkte, daß sie friedliche Absichten hatten und führte sie zum Prior, der gerade den weißen Kalkbrei rührte und sich nicht von einem Maurer unterschied. Aber als er die an einem Baum hängende Kutte überwarf und sich die Hände und Gesicht gewaschen hatte, war es ein vornehmer Mann, der sich seiner Arbeit nicht schämte. Als der Herzog sich zu erkennen gab, entstand unter den anderen Mönchen eine Bewegung, und einer von ihnen, ein alter Mann, trat hervor und brach in Tränen aus.

„Ach, Guer Gnaden, wie anders ist es hier gewesen als Ihr das letztemal hier waret! Damals hatten wir noch unser Kloster, an das kein Feind Hand legte, unsere Bibliothek, unsere heiligen Reliquien! Wo ist alles geblieben? Der Feind nahm uns alles; und als wir in der Höhle unter dem Hochstein saßen, weil wir doch nicht alle sterben wollten, da waren es Teufel, die hier hausten!“

Unter Weinen berichtete er vom Abt Plaudus, den der Schlag gerührt hatte und der nun ein hilfloser Greis war, der kein Gedächtnis mehr hatte, und mit dem man sprechen mußte, als wäre er ein kleines Kind. Der Schlaganfall war gekommen, als er zum dritten Male aus dem Kloster fliehen mußte.

„Wir hatten niemanden, der uns half, gnädiger Herr, wie Ihr uns damals halfet!“ setzte der alte Bruder hinzu und richtete dann seine Augen auf Heilwig, die vom Pferde gesprungen war und ihm atemlos zuhörte.

„Die edle Frau hat sich wenig verändert!“ sagte Bruder Basilio und sah sie freundlich an. „Ah, es muß gut wohnen sein in dem Nordenland. Da bleiben die Haare golden und die Runzeln stellen sich nicht ein!“

Vor der Kirche war eine große Holzhütte errichtet. Hier speisten die Mönche, da ihr Refektorium in Trümmern lag, und hier boten sie den Reisenden eine einfache Erfrischung, die gern angenommen wurde. Hier war es, wo Heilwig zu ihrem Mann ging und ihn um etliche Gulden bat, die sie dem Prior für seine Kirche schenken wollte. Der Evangelische entsprach wortlos dem Wunsch seiner Gattin.

„Es sind zwar Papisten!“ sagte er nachher halb entschuldigend zum Herzog, der aber lächelte nur.

„Da wir uns evangelisch nennen, so wollen wir auch evangelisch handeln, lieber Herr!“

Lange blieb die kleine Gesellschaft nicht in Laach; was sollte sie da? Ein wenig hatten sie geholfen und ein wenig Trost gebracht; es war besser, die Mönche ihrer Arbeit zu überlassen. Wortlos ritten die Herren und sahen sich auch nicht um, nur Frau Heilwig hielt noch einmal ihr Pferd an und blickte zurück auf den blauen See, auf die Ruine von Laach, auf den einst so stolzen Wald. Der war verwüstet und verbrannt, aber, wie das Kloster wieder aufstehen würde, so würde der Wald wieder wachsen. Denn die Natur war gnädig, wenn der Mensch zu arbeiten verstand. Und der Mensch mußte nicht allein innerlich, sondern auch äußerlich an sich arbeiten.

In Niedermendig waren viele Häuser zerstört und wer von den Einwohnern hier war, der sah feindselig auf die Vornehmen, die hoch zu Roß kamen und nicht verhungert oder zerlumpt waren.

Aber der Hof der Frau von Brewer war mit derselben hohen Mauer umgeben, wie einstmals, und auf der Mauer saß ein großer weißer Kater und betrachtete die Ankömmlinge.

Josias klopfte an die schwere Eisentür und aus einem Guckfenster schob sich ein alter grauhaariger Kopf.

„Hier wird nimmer offen gemacht! Zu essen gibt es nix und kaput zu schlagen auch nix mehr!“

Es half nichts, daß Josias versicherte, daß der Feind nicht mehr in der Nähe wäre und daß die Fremden der edlen Frau von Brewer eine kurze Aufwartung machen wollten; die Tür ging nicht auf, der Kater schnurrte gleichmütig von oben hinab und die alte Stimme zeterte einige Verwünschungen.

„Die alte Gritt läßt keinen herein, wenn die Frau nit daheim ist,“ sagte ein Bauer, der aus einer Hütte auftauchte. „Duer im Kopf ist sie, und eine Heze obendrein. Aber sie ist ein guter Kettenhund!“

Es blieb den Reitern nichts anderes übrig, als ihre Pferde gen Mayen zu lenken, das gar bald vor ihnen lag. Der schiefe Kirchturm stand noch und die vier Türme der Stadtmauer. Aber der alte Gefangenenturm war bis auf

einige Reste verschwunden, und die Genovevaburg, die einst so stolz in das Land sah, war rauchgeschwärzt und zusammengeschossen.

„Der Franzmann hat gut von Melac gelernt!“ sagte der Herzog finster, als die kleine Schar langsam in die in Schutt liegenden Gassen einritt.

Hier war es wie überall, wo die Welschen gehaust hatten. Leere Fensterhöhlen, eingestürzte Häuser, Berge von halbverbrannten Steinen.

Hier und dort versuchte ein mutiger Bürger, wieder sein Haus zu flicken und den Schutt wegzuräumen. Andere saßen an den Ecken und bettelten. Was sollten sie bauen oder arbeiten? Kam dann nicht wieder der Feind und nahm ihnen alles, auch das Leben?

Am Marktplatz, vor dem verbrannten Rathaus, lag eine Herberge, die mühsam zusammengelickt war; hier stiegen die Reiter ab und stellten die Pferde ein. Der Wirt war unfreundlich, wie alle, denen sie begegneten. Aber als er merkte, daß die Reisenden wirklich bezahlten und nichts nehmen wollten, wurde er umgänglicher. Als Frau Heilwig über den Marktplatz nach einigen Kindern sah, die schmutzig und zerlumpt mit einigen Steinen spielten, zeigte er auf einen Mann, der gerade um die Ecke kam und einen Napf mit Essen trug.

„Der kommt manchmal und gibt den Bälgern was zu essen. Nämlich, wenn er was hat. Ist ein armer Schlucker, wie wir alle, und hat auch nie was gehabt. Verkehrt ist er im Kopf, denn, was er hat, sollte er für sich behalten. Seine Schwester sitzt bei ihm und zwei Kinder. Der ihr kranker Mann ist von den Franzleuten totgeschlagen worden und ihr Hab und Gut ist nit mehr da!“

Frau Heilwig ging über den Marktplatz, dorthin, wo der Mann seinen vollen Napf hingestellt hatte und die schmutzigen Kinder mit einem Holzlöffel speiste. Sie wußte, daß es Sebastian von Wiltberg war, und es wurde ihr klar, daß sie niemals fest an seinen Tod geglaubt hatte und sich kaum wunderte, ihn hier zu sehen. Er hatte sich wenig verändert. Seine schwarzen Haare hatten wohl einige Silberstreifen und sein Gesicht war schärfer und müder geworden, aber, wie er stand und sich niederbeugte zu den Geringsten, so hatte sie ihn sich immer gedacht. Sie ging auf ihn zu, nannte seinen Namen, und er schien sich kaum zu verwundern. Es stieg wohl eine feine Röte ihm ins Gesicht und einen Augenblick atmete er schwer, dann aber setzte er seinen leeren Napf hin und reichte Heilwig die Hand.

„Es ist viel zu tun hier!“ sagte er, „und meine Arbeit über die heilige Frau liegt verstaubt. Aber die Franzen haben sie mir gelassen, was von dem Allmächtigen eine große Gnade ist. Denn es ist mehr an ihr zu tun, als ich jemals dachte, und die Arbeit vom Bruder Dnofrius in Laach ist in Rauch aufgegangen!“

Herr Jostias sah die zwei zusammenstehen und ruhig miteinander sprechen. Gerade, als lägen nicht sechzehn Jahre zwischen dem Tag, da Sebastian von Wiltberg die Heze aus dem Turm rettete, sondern als wäre es gestern geschehen. Und doch waren es andere Menschen, die hier standen. Frau Heilwig groß

und schön, aber mit der ruhigen Würde der Frau, die sich ihres Wertes bewußt ist, und Sebastian abgeklärt und voll von Nächstenliebe.

So ganz genau hätte Jostias sich sein Gefühl niemals erklären können, aber er stapfte mit klirrenden Schritten auf den Wiltberg zu, schlug ihn auf die Schulter und lachte vor Freude.

„Herr, seid Ihr es wirklich, und die Schlacht bei der Konzer Brücke hat Euch nichts getan? Ich sah Euch wie tot liegen, nachdem Ihr Euch brav geschlagen hattet, und ich habe Euch wahrhaftig betrauert!“

„Der Allmächtige hat mich behütet und die grauen Brüder fückten mich wieder zusammen!“ entgegnete Sebastian lächelnd. Wie er sich jetzt umwandte, sah man, daß er schief ging und daß er mitunter nicht leicht atmete.

„Ihr rettetet mir damals das Leben, Herr!“ fuhr Jostias eifrig fort, „und wenn ich Euch in diesen schrecklichen Zeiten mit etwas helfen kann, dann tue ich es mit Freuden!“

„Hier hilft nur die Zeit und wenn es einmal Frieden werden möchte!“ entgegnete Sebastian und verbeugte sich vor dem Herzog, der auch auf ihn zutrat, ihn erkannte und sehr viel Freundliches sagte. Weil er der Vornehmste war, so ging er mit Herrn von Wiltberg voran, und Heilwig mit ihrem Mann folgte ihm. Sie waren schweigsam geworden. Ernsthaft sah die Frau von Sehestedt auf die kleinen in Schutt und Asche liegenden Gassen, und ihre Gedanken gingen rückwärts. Damals kam die Liebe wie ein Blitzstrahl über sie, sie hatte ihr entsagen müssen, und neben ihr schritt Jostias, der ihr immer treu geblieben war, der jetzt geduldig ihre Kälte trug, ihre Emsilbigkeit, ihre Launen. Er war anders als der, den sie damals so liebte, aber der hatte sie lange vergessen über der Arbeit an der heiligen Genoveva! Eifrig redete er auf den Herzog ein, berichtete vom Krieg, vom Elend der Einwohner. Hatte er jemals wieder ihrer gedacht?

Sebastian von Wiltberg wandte sich um und zeigte auf ein winziges Häuschen, das sich duckte unter einem größeren und an dem kein Rauch, noch andere Verwüstung zu sehen war.

„Es ist bewahrt geblieben!“ sagte er und klopfte an die Thür, die gleich aufging. Eine ältere Frau stand in der Öffnung, mit demselben angstvollen Ausdruck, wie er damals allen vom Krieg Bedrängten eigen war. Dann sah sie Heilwig, und schlug die Hände zusammen.

„Das Fräulein aus dem Turm!“

„Ein Fräulein bin ich lange nicht mehr, aber ich kenne dich auch wieder, Rättha!“ rief Heilwig, ihr die Hand reichend.

„Ja ich bin es, edle Frau, und wenn ich es auch gut bei der edlen Frau von Brewer gehabt habe, so wollte ich doch lieber wieder nach Mayen und zu meinem Junker! Besonders, wo all das Schlimme kam!“

Rättha wischte sich die Augen, und als die zwei fremden Herren mit Sebastian in sein kleines Wohngemach traten, schob sie Heilwig in die kleine erbärmliche Küche.

„Ich möchte schon weg von hier!“ flüsterte sie mit alter Vertraulichkeit, „weil die edle Frau Kolbin hier ist und das Regiment an sich reißen will, was ich mir nit bieten lassen mag. Der Junker sagt, ich sollte mich in christlicher Nächstenliebe üben, aber die edle Frau ist nit so, daß man sich bei ihr üben möchte!“

Aber dann schlug sie wieder die Hände zusammen, betrachtete Heilwig liebevoll und ließ sie auf einem hölzernen Schemel Platz nehmen.

„Ach, die edle Jungfrau! Wie habe ich mich oft nach Euch gesehnt, Frau, da es hier immer schlimmer wurde und man oft nit aus noch ein wußte, vor Hunger und Kummer! Manchmal habe ich gedacht: ei, wäre doch das Fräulein hier! Aber sie ist nit wiedergekommen und man hat es ihr nit verdenken können. Dazumal aber hat der Stadtschreiber die Menschen verkehrt gemacht, und nachher hat er die Stadt verraten und selbst keinen Lohn dafür gehabt. Die Franzen haben ihn aufhängen wollen, weil er mehr wollte als sie gelobten, und dann soll er ein Umhertreiber geworden sein! Und unser Junker Wittberg, der für tot an der Konzer Brücke liegen bleibt und dann doch wiederkehrt. Gerade als die edle Frau von Kolben das Häuschen verkaufen wollte, mit allem, was darinnen war. Aber der Junker ist zur rechten Zeit heimgekehrt, hat seine Schreiberei gerettet und auch einen Paßen mit Frauenkleidern. Oben im Giebel hat er gelegen!“

Frau Heilwig lächelte ein wenig und Kätha lächelte gleichfalls.

„Ich hab sie gekriegt, edle Frau, und sie sind mir viele Jahre Sonntagsstaat gewesen, bis sie nit mehr zusammenhalten wollten, und die edle Frau Brewer sagte: Tu sie weg! Denn ich bin manches Jahr in Niedermendig gewesen, habe die Hochzeit vom Junker Franz Xaver gefeiert, und gebetet, als bei ihm ein kleiner Junker geboren ward. Der gute Herrgott und die heilige Jungfrau sorgen vor; denn der Herr Franz Xaver ist in der Pfalz gegen die Franzosen gefallen und der kleine Junker sitzt jetzt bei der edlen Frau Brewer und hat auch mit ihr in den Steinbrüchen gewohnt, als im vorigen Herbst der Feind uns überfiel und alles brannte und tot stach, was ihm vor Augen kam!“

Kätha schauderte, während sie langsam weiter sprach.

„Mich wundert es, daß ich noch lachen und weinen kann, edle Frau! Damalen, als die Franzen kamen und Eure Leute durch das Loch in der Mauer stiegen und sie verjagten, schon damalen dachten wir, es wäre alles sehr schrecklich; aber im vorigen Herbst ist es ganz anders gewesen. Erst haben sie Kochen an der Mosel brennen lassen und dann brannten sie die Dörfer und Burgen, die zwischen dieser Stadt lagen und der unserigen. Als sie hier anrückten, gingen zehn Bürger von Mayen ihnen entgegen, brachten Geld und baten um Schonung. Der welsche Oberst hat das Geld genommen und die zehn Bürger hängen lassen, weil es nit erlaubt war, mit einem so hohen Offizier so ohne weiteres zu reden. Und dann zündeten sie Mayen an allen vier Toren an.“

Frau Heilwig stieß einen Laut des Zornes aus und Kätha hob die Schultern.
 „Ja, edle Frau, da hat mancher geschrien, bis ihn der Tod ereilte. Ich war schon wieder drei Jahr bei meinem Junker, weil er sich doch nit allein recht helfen kann. Seitdem er zwei Kugeln kriegte, ist er manchmal sehr müde und auch vergeßlich. Ich aber habe ihn noch vor den Franzen weg aus der Stadt und nach Niedermendig gekriegt, wo er zehn Tage mit den Brewers und vielen anderen wartete, bis das Schlimmste vorüber war. Dann aber habe ich ihn nit mehr halten können und er ist wieder hierher gekommen. Die Franzen waren noch hier, aber sie sind dann bald weggezogen. Waren ja törricht gewesen, daß sie die Stadt verbrannten und nun selbst kein Unterkommen hatten. Zu plündern gab es auch nichts mehr und die meisten Leute waren totgeschlagen. Das war dann langweilig für die Räuber!“

„Und nun?“ Frau Heilwig fragte es, als Kätha schwieg.

„Ich weiß nit, edle Frau! Mein Junker schreibt seine Geschichte und dann sorgt er für die Armseligen. Er geht umher und bettelt. Einmal ist er in Koblenz und auch beim Kurfürsten gewesen und sie geben ihm was! Als das die edle Frau Kolbin gehört hat, ist sie mit ihren zwei Jüngsten angekommen und will nun auch verpflegt werden, aber Herr Sebastian sagt, auch sie soll arbeiten und ihre Junker gleichfalls. Wie es werden wird, kann ich nit sagen; wenn sie bleibt, so geh ich. Könnt Ihr mich nit gebrauchen, edle Frau?“

Frau Heilwig schüttelte den Kopf.

„Du mußt bei dem Junker bleiben, Kätha! Der Norden und die Kezer sind nichts für Dich!“

„Schon recht!“ Kätha seufzte. „Ich versteh es ja nit mehr so recht mit der Kezerei, wo die Katholischen uns überfallen und wie das Vieh behandelt haben, und die Kezer uns helfen und beistehen. Aber alles im Leben kann man nit verstehen; der Herr Sebastian sagt es immer. Und dorthin, wo man die heilige Jungfrau und die lieben Heiligen nit anruft, möcht ich doch nit gehen. Sie geben uns Ruhe für die Seele und die haben wir nötig!“

Heilwig zog ihr Geldtäschchen hervor und schüttete seinen Inhalt Kätha in den Schoß.

„Das ist für deinen Herrn, aber er darf es nicht wissen!“

Not vor Freude griff die Kätha nach dem Gelde und verbarg es an ihrem Körper.

„Der fragt nit,“ sagte sie hastig. „Der sagt sich, der Allmächtige wird sorgen und der heilige Sebastian!“

Sie beugte sich zu Heilwig hinunter.

„Die Leut sagen, er ist nit ganz richtig im Kopf. Von der Zeit, da er so arg verwundet war und so lange siech lag. Mag sein, daß damals in ihm was entzweiggangen ist — wer kann es wissen? Ich mein, er ist immer was besonderes gewesen!“

Sie griff nach Heilwigs Hand und küßte sie.

„Ich werd für Euch beten, ob Ihr auch einen anderen Glauben habt, und ich mein, der liebe Herrgott kann Euch nit gar so böß gewesen sein. Jung

seid Ihr geliebt, und ich sehe es Euch doch an, daß Ihr an einer Wiege saßt und Kinder auf den Armen truget! Der Allmächtige wird sie wachsen und gedeihen lassen, und wenn die heilige Jungfrau von ihnen hört, wird sie sie gleichfalls in ihre Obhut nehmen. Verachtet sie nit, edle Frau, hat sie doch einen hohen Platz im Himmel und der Herrgott hört auf sie!"

"Wie sollte ich sie verachten!" Heilwig hatte Tränen in den Augen. "Ich danke dir, so du für mich beten willst und für meine Kinder! Auch ich will deiner gedenken, wenn ich vor Gott trete, und —"

Die Thür der kleinen Küche ging auf und die edle Frau von Kolben trat ein. Sie war recht aufgereggt von dem vornehmen Besuch, der so plötzlich in das Haus des Bruders gekommen war, und sie übergieß Heilwig mit einem Schwall von Worten, die diese kaum verstand.

Die Frau von Kolben war natürlich ein wenig verlegen. Sie war sehr schlecht gekleidet, und diese Frau vor ihr trug ein feines Reitkleid und am Güte eine große Straußfeder. Dazu ein Goldkettlein um den Hals, und machte nicht allein einen vornehmen, sondern auch einen reichen Eindruck.

Und da die Frau von Kolben den Namen der vornehmen Frau erfahren hatte, so stieg in ihr ein Bedauern auf, das reichlich spät kam, aber das sie doch nicht unterdrücken konnte.

"Hätte ich gewußt, wie Ihr ausschaut, Frau Heilwig, und wäre ich damals nit ein wenig hitzig gewesen —," begann sie ohne weiteres; aber Heilwig richtete sich gerade auf.

"Ich muß nach meinem Gemahl, Herrn Jostias von Sehestedt sehen!" sagte sie, und ging an der edlen Dame vorüber in das kleine Gemach und von dort in den Garten, den sie nur einmal in ihrem Leben betreten hatte.

Hier standen die Männer und sahen durch das Loch in der Mauer. Denn noch immer war es da und die versengten Efeuranken verbargen es kaum. Leise war der Abend gekommen und über den Bergen der Ferne lag der sanfte Schein der untergehenden Sonne. Vom Walde her kamen die Nebel, aber goldene Fäden spannen sich darüber.

"Ihr sehet nur wenig von der Welt!" sagte der Herzog sehr gütig zu Herrn Sebastian, der mit glänzenden Augen in die Sonne blickte.

"Es ist wenig und doch für mich genug gewesen!" erwiderte er mit seiner sanften Stimme, während Herr Jostias neben seine Frau trat und sie bei der Hand faßte.

"Bei meiner Ehre!" der Herzog dehnte die mächtigen Glieder. "Durch ein Loch in der Mauer darf man nicht immer die Welt betrachten, wer es immer tut, der verliert zu viel!"

"Was sollte er verlieren?" Herr Sebastians Gesicht war sehr still geworden und seine Augen sehr klar.

Niemand antwortete. Herr Jostias legte den Arm um Heilwig und durch das Loch in der Mauer schien die untergehende Sonne.